



Zwischen Welten

Tobias erfuhr mit 15, dass er weder Frau noch Mann ist.

Text: Sarah Kleiner · **Mitarbeit:** Lisa Edelbacher
Illustration: Alice Wellinger

Am Anfang haben die Humers noch zwei Töchter. Katharina wird 1986 geboren, Theresa 1988. »Theresa war eine total unkomplizierte Schwangerschaft und Geburt«, sagt Elisabeth Humer, 53. Sie stellt einen kleinen Teller mit frisch aufgeschnittenen Zitronenscheiben auf den Holztisch und nimmt neben ihrem Mann Willi, 57, Platz. Die Zitrone stammt aus dem eigenen Garten, obwohl es im Mühlviertel eigentlich zu kalt ist für Zitronenbäume. Hier ist dennoch einer gewachsen. Auf der Terrasse brennt die Sonne vom Himmel, es duftet nach frisch gemähtem Gras und ausgehendem Sommer. Und es ist still, selten rauscht ein Auto auf der Landstraße vorbei. Die perfekte Familienidylle. Anfangs. »Als mir der Kinderarzt seinen Glückwunsch zum Mädchen aussprach, war das für uns die Theresa«, sagt Elisabeth Humer. Wenige Monate nach der Geburt musste das Mädchen wegen eines Leistenbruchs ins Krankenhaus. »Als sie mir Theresa nach der Operation brachten, war eine ganze Riege an Ärzten und Schwestern dabei«, sagt die Mutter. »Wir wissen nicht, was es ist«, haben sie gesagt. »Wir wissen nicht, ob es ein Bub oder ein Mädchen ist.« Dann sind sie gegangen, alle.

Bub oder Mädchen? Es ist die erste Frage, mit der Verwandte und Freunde auf die Nachricht einer Schwangerschaft reagieren. Jedes Jahr aber kommen in Österreich zehn bis zwanzig Kinder zur Welt, deren Geschlecht nicht eindeutig bestimmbar ist. Sie sind weder Mann noch Frau und gleichzeitig beides. Der Volksmund spricht von Zwittern oder Hermaphroditen, die Fachbezeichnung lautet Intergeschlechtliche. Für die Medizin birgt die Frage unter der Bezeichnung Intersexualität oder Differences of Sexual Development (DSD) einen ganzen Schirm an medizinischen Phänomenen, die sich grob einteilen lassen: in genetische Frauen, die aussehen wie Männer; und genetische Männer mit weiblichen Geschlechtsmerkmalen.

Einige Wochen nach der Leistenoperation stellten die Ärzte bei Theresa eine damals so genannte »testikuläre Feminisierung« fest: Das Kind hatte männliche Chromoso-

men und Hoden im Bauchraum, der Körper verarbeitete aber das ›Männerhormon‹ Testosteron nicht wie vorgesehen und entwickelte weibliche Geschlechtsmerkmale. Genetisch ein Mann, nach außen eine Frau. ›Der damalige Primar hat das als furchtbar schlimm empfunden. Wir haben ihm leidgetan, weil wir »so ein« Kind bekommen haben, sagt Elisabeth Humer. ›Heute glaube ich, er war genauso unbeholfen wie wir.‹ Details über die Ursache und darüber, wie es mit Theresa weitergehen soll, erfahren die Humers damals nicht. Der Schock über die Diagnose und die Ratlosigkeit der Ärzte machen sie erst einmal sprachlos. Elisabeth und Willi Humer, sie Lehrerin, der Selbständig erzählen niemandem von der Intergeschlechtlichkeit ihres Kindes, auch Theresa selbst nicht. ›Anfangs schweigt man natürlich, um das Kind vor der Gesellschaft zu schützen, sagt die Mutter. ›Und dann, irgendwann, wenn das Kind älter wird, verdrängt man es einfach, sagt der Vater.

Die Geschichte der Humers und vieler intergeschlechtlicher Menschen ist eine des Schweigens, der Tabus, des Unsichtbarseins. Aber auch eine von Menschenrechten und dem Festhalten von Medizin und Bürokratie an zwei Schubladen: Mann und Frau. Laut Personenstandsgesetz haben Eltern nach der Geburt ihres Kindes sieben Tage Zeit, um ein Geschlecht eintragen zu lassen. Akzeptiert wird nur ›männlich‹ oder ›weiblich‹, obwohl das kein Gesetzesparagraf dezidiert bestimmt. Aber was, wenn man nicht sagen kann, ob man einen Sohn oder eine Tochter hat? Als gesetzliche Vertreter entscheiden dann die Eltern darüber, welches Geschlecht ihrem Kind zugewiesen wird – mit chirurgischen Eingriffen und Hormontherapien. Die Ärzte argumentieren das mit der gesellschaftlichen Stigmatisierung, die ein intergeschlechtliches Kind durchmachen würde.

Bis zur Pubertät blieb Theresa ein burschikoses, aber doch ›typisches‹ Mädchen. Sie selbst wusste schon seit der Volksschule, dass sie anders war als die anderen Kinder. In der Pubertät aber wurde es auch nach außen ersichtlich. Die Stimme wurde noch tiefer, als sie ohnehin schon war, die Regel blieb aus, stattdessen setzte Bartwuchs ein. Sie begann sich zu fühlen wie ein Monster, wie der einzige Mensch, der anders ist. ›Selbst da haben wir es nicht geschafft, mit ihr zu reden. Es ist unwahrscheinlich, wie eine Blockade, sagt die Mutter. ›Man wartet auf den richtigen Zeitpunkt, und irgendwann übersieht man ihn, sagt der Vater. Theresa wusste nicht, dass Intergeschlechtlichkeit häufiger vorkommt, dass es Menschen gibt, die dasselbe durchmachten wie sie. Sie blieb mit ihren Fragen allein, kurz vor ihrem 15. Geburtstag versuchte sie sich das Leben zu nehmen. Weil sie innerlich die ganze Zeit wusste, dass sie weder Mann noch Frau war, es aber nichts Drittes gab.

Die Idee der Geschlechtszuweisung kam erst Mitte des vergangenen Jahrhunderts auf, angestoßen von Thesen des US-Psychologen John Money. Die Medizin ging davon aus, dass sich die Geschlechtsidentität eines Menschen

• Die Regel blieb aus, stattdessen setzte Bartwuchs ein. ›Selbst da haben wir es nicht geschafft, mit ihr zu reden.‹

erst ab dem dritten Lebensjahr herausbildet, bei der Geburt galten alle als ›neutral‹ – wodurch man Kinder nach Belieben in beide Richtungen erziehen konnte. Jahrzehntlang behandelten Mediziner intergeschlechtliche Kinder so, als ob es nur zwei getrennte Geschlechter geben würde. Die Betroffenen wurden in den meisten Fällen zu Frauen umoperiert, weil das plastisch-chirurgisch schlichtweg einfacher ist. Vielen wurde wie Theresa ihre Intergeschlechtlichkeit verheimlicht. Betroffene berichten in Blogs und Artikeln von Verstümmelungen, Beschneidungen, von Ärzten als Metzgern.

Als in den 1990er-Jahren in den USA Stimmen laut wurden, die eine ›willkürliche Indoktrinierung des »günstigeren« Geschlechts‹ kritisierten, formierten sich auch erste Vereine wie die Intersex Society of North America und prangerten die Behandlungsmethoden der vergangenen Jahrzehnte öffentlich als menschenunwürdig an. Nachdem vor zehn Jahren auch in Europa Bewegung in die Intersex-Szene kam, findet hier seit 2011 jedes Jahr an wechselnden Orten das Internationale Intersex Forum statt, im November 2015 in Wien. Seit 2012 bemüht sich die Organisation Intersex International um die Gründung von nationalen Interessenvertretungen und Selbsthilfvereinen. Die Forderung ist überall weitgehend die gleiche: Operationen an Minderjährigen zu verbieten. In 21 der 27 EU-Staaten finden dennoch weiterhin geschlechtszuweisende Operationen statt, zeigt ein Bericht der Fundamental Rights Association aus dem Jahr 2015.

Auch Theresa wurde vor die Wahl gestellt, Mann oder Frau zu sein. Nach einem Standardfragebogen, einer einzigen Sitzung bei einer Psychologin und ärztlichen Empfehlungen zum Frausein mit Aussagen wie ›Es ist leichter, ein Loch zu graben als einen Mast aufzustellen‹ beschloss die damals 15-Jährige, weiterhin als Frau zu leben. ›Wenn sich heute jemand für ein anderes Geschlecht entscheidet, muss er weiß Gott wie viele Sitzungen bei einem Therapeuten vorweisen, bevor etwas gemacht wird, sagt Elisabeth Humer. ›Bei uns hat das binnen kürzester Zeit stattgefunden.‹ Drei Wochen nach Therasas Selbstmordver-

sich wurde in einer kosmetischen Genital-OP ihre Klitoris verkleinert, einige Wochen später folgte die Kastration. Danach wurde in einem langwierigen Prozess ihre Scheide gedehnt, um sicherzustellen, dass sie einmal mit einem Mann schlafen könne. Im Alter von 15 bis 25 nahm sie täglich Östrogen zu sich.

»Für mich war nach der OP alles perfekt. Es war, als wären durch die Operation all unsere Probleme gelöst«, sagt Willi Humer. Theresa hatte nach dem Eingriff mehrere Jahre lang einen Freund. Kurz sah es so aus, als würde die Familie zur Ruhe kommen. Doch Theresa fühlte sich in ihrem weiblichen Körper nicht wohl, die Rolle der Frau war für sie genau das: eine Rolle, die sie spielte. Sie zog sich zurück, isolierte sich immer mehr. Mit 18 erfuhr sie von den Ärzten, dass ihre Eltern ihr Leben lang über ihre Intergeschlechtlichkeit Bescheid gewusst hatten. Nach diesem Schock ist Theresa gegangen, nach Berlin. Wenn ihr Vater von dieser Zeit erzählt, spricht er von »der Flucht«.

Es ist nicht unüblich, dass Intersexuelle, die einer geschlechtszuweisenden Operation unterzogen wurden, später nicht zufrieden sind mit ihrer Geschlechterrolle. Eine Studie der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf, die sich 2002 mit dem psychosozialen Wohlbefinden von erwachsenen Intergeschlechtlichen auseinandersetzte, ergab, dass beinahe die Hälfte der Befragten eine hohe Verunsicherung ihrer Geschlechtsidentität empfand. Mehr als ein Viertel der Befragten fühlte sich weder männlich noch weiblich, sondern dazwischen.

»Es geht der Medizin nicht um die Normierung, sondern darum, dass man dem Individuum die besten Chancen und Möglichkeiten gibt«, sagt Alexander Springer, Mitte vierzig, sportliches Auftreten. Er ist Assistenzprofessor für Kinderchirurgie an der Medizinischen Universität Wien im AKH und Facharzt für Kinderurologie, spezialisiert auf DSD und die Behandlung von Fehlbildungen der Geschlechtsorgane. Für Mediziner wie ihn ist das Hauptar-

gument für geschlechtszuweisende Operationen das Kindeswohl. Aus medizinischer Sicht ist es dann gegeben, wenn ein Kind eindeutig männlich oder weiblich ist. Für zwei Drittel seiner Patienten sei es keine wünschenswerte Option, intergeschlechtlich zu bleiben. »Sie fühlen sich weiblich oder männlich, nicht dazwischen, und brauchen kein drittes Geschlecht«, sagt Springer. »Dieser große Teil kann tolerant gegenüber dem kleineren Teil sein, aber ob sich die Gesellschaft ändert, das weiß ich nicht.« Bedeutet das, der kleinere Teil muss sich den Vorlieben des größeren beugen? »Manchmal muss man die Wünsche und die Vorstellungen der Familie akzeptieren«, sagt Springer. »Und im weitesten Sinne auch die der gesamten Gesellschaft.«

Bei den Operationen sei die Wissenschaft jedenfalls vorangeschritten, sagt Springer. In der Regel würden Ärzte bis zur Pubertät warten, Operationen im Kindesalter fänden nur noch sehr selten statt. Auch das Gesundheits- und Frauenministerium betont, dass es in den vergangenen zwanzig Jahren ein Umdenken in der Fachwelt gegeben habe, dass ein »zwingend binäres Geschlechterkonzept zunehmend zugunsten der individuellen Lebensqualität hinterfragt« werde. Dass geschlechtszuweisende Operationen noch immer durchgeführt werden, verneint das Ministerium nicht, weist aber auf die medizinische Notwendigkeit hin, die dafür bestehen müsse. Springer hält ein Verbot dieser Eingriffe nicht für notwendig. »In unserer heteronormativen Welt gibt es eben Konzepte von Mann und Frau. Ich bin mir nicht sicher, ob die Gesellschaft bereit ist, diese über Bord zu werfen.«

Für Tinou Ponzer gehen solche Argumente der Ärzte am Problem vorbei. »Wozu brauchen wir eine Norm, die nicht der Realität entspricht?«, sagt der Aktivist des Vereins Intergeschlechtlicher Menschen Österreich. »Alles, was in diesem Bereich stattfindet, ist beeinflusst von gesellschaftlichen Vorstellungen und von den Wünschen und Ängsten von Eltern, die über ihre Kinder hinweg entscheiden.« Die Vereinsmitglieder, die zum großen Teil selbst Horrorgeschichten über Operationen erzählen, haben sich ein Ziel gesetzt: die Unversehrtheit von Intergeschlechtlichen zu bewahren und die Öffentlichkeit für das Problem zu sensibilisieren. »Es geht mir darum zu zeigen, dass wir nicht »uneindeutig« sind, denn die Natur bietet ein weites Spektrum der Geschlechter«, sagt Tinou. Manche in der Gruppe wollen tatsächlich klar männlich oder weiblich sein, andere stehen zu sich in ihrem »Inter-Dasein, wollen nicht als Er oder Sie bezeichnet werden und bevorzugen stattdessen etwa das neutrale schwedische »herm.« Mitunter wird behauptet, intergeschlechtliche Menschen seien »defekt« oder krank. Das sind wir aber nicht«, sagt Tinou. Er wünscht sich ein Verbot geschlechtszuweisender Eingriffe. Zuletzt hat in der EU Malta diesen Schritt gesetzt, wo das Parlament im April mit dem Gender Identity, Gender Expression and Sex Characteristics Act alle geschlechtsnormierenden Eingriffe an Kindern und Jugendlichen untersagte.

»Manchmal muss man die Wünsche der Familie akzeptieren – und die der Gesellschaft.«



»Das Schöne ist, dass das Recht die Lösung längst in sich trägt, sagt die Juristin Eva Matt. Sie setzt sich ehrenamtlich für die Rechte Intergeschlechtlicher ein, 2013 hat sie die Plattform Intersex Österreich mitgegründet. »Es gibt Paragraphen im österreichischen Recht, die vorsehen, dass Eingriffe, die die sexuelle Empfindsamkeit beschneiden, verboten sind«, sagt Matt. Sie spricht damit den Paragraphen 90 Strafgesetzbuch an. Paragraph 163 des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs besagt zudem, dass weder Kind noch Eltern in Maßnahmen einwilligen können, die das Kind fortpflanzungsunfähig machen. »Die Sache ist: Diese Eingriffe sind verboten, sofern es sich dabei nicht um eine Heilbehandlung handelt«, sagt Matt. Weil aber alle DSD-Erscheinungen als Krankheiten gelten, sind chi-

rurgische und hormonelle Behandlungen derzeit rechtlich möglich. Ein Paradigmenwechsel in der Medizin wäre nötig, um Operationen an Minderjährigen zu verbieten, sagt Matt: »Aus der juristischen Perspektive ist das Wesentliche, dass diese Eingriffe noch immer durchgeführt werden, und zwar sehr früh, ohne konsensuelle Zustimmung der Betroffenen und unter fragwürdigen Umständen.« Fragwürdig deshalb, weil eben nicht klar zu sagen ist, ob es eine Heilbehandlung oder ein kosmetischer Eingriff ist.

Für Theresa kommen solche Debatten in Österreich zu spät. Sie ging nach Deutschland, um endlich Antworten auf ihre Fragen zu bekommen. Die deutsche Rechtslage ist zwar ähnlich wie in Österreich, die ersten Intersex-Vereine wurden dort aber bereits in den 1990er-Jahren gegründet.

Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte Theresa in Berlin Kontakt mit anderen Intergeschlechtlichen. Manche erzählten ihr, sie würden das Testosteron besser vertragen als das Östrogen, auch sie wollte es danach probieren. Und entschied sich daraufhin, als Mann weiterzuleben.

Heute heißt das zweite Kind der Humers Tobias. »Wenn ich mich entscheiden muss – was ich anscheinend muss in dieser Welt, um mich auch in eine gewisse Form von Normalität zurückziehen zu können –, dann ist das auf jeden Fall eher die Männerrolle«, sagt er in einem Linzer Café und greift nach dem Tabak. Heute hat sich Tobias als Mensch gefunden, eine Rolle spielt er aber immer noch. »Die Versprechungen, die man mir damals gemacht hat, dass ich als Frau endlich »normal« sein könnte, waren falsch«, sagt er. Der Kontakt mit anderen Intergeschlechtlichen hat die entscheidende Wende in sein Dasein gebracht. »Das ist etwas, was ausnahmslos alle, mit denen ich gesprochen habe, als das befreiende Erlebnis in ihrem Leben empfinden«, sagt Tobias. »Das muss man auf jeden Fall fördern, die Herstellung von Kontakten.«

Zusammen mit Alex Jürgen, der 2006 als Intergeschlechtlicher mit dem Film »Tintenfischalarm« und seiner eigenen Lebensgeschichte an die Öffentlichkeit ging, hat Tobias 2013 den Verein Intergeschlechtlicher Menschen Österreich gegründet. Politisch scheint die Arbeit langsam zu fruchten. Anfang November veranstalten die Grünen im Parlament eine Enquete über »LGBTI und Gesundheit«, bei der es um Homo-, Bi- und Transsexualität, aber auch um Intersexualität gehen soll. Als Sprecher geladen: Tobias Humer. Als Regierungspartei solidarisierte sich die SPÖ zwar 2013 in einem Positionspapier mit den Anliegen der Intergeschlechtlichen, konkrete Maßnahmen folgten aber nicht. Die Bioethikkommission des Bundeskanzleramts behandelte das Thema erstmals vor einem Jahr, eine Stellungnahme ist für Ende 2016 geplant. Der deutsche Ethikrat hingegen gab bereits 2012 eine Empfehlung heraus, in der er auf mehr als 200 Seiten auf medizinische und psychologische Fragestellungen zu Intersexualität einging. Auch die 2015 veröffentlichte Stellungnahme der deutschen Bundesärztekammer zur »Versorgung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Varianten/Störungen der Geschlechtsentwicklung« hat noch kein Pendant in Österreich gefunden.

Allerdings könnte in den kommenden Monaten Bewegung in Österreichs duales Geschlechtersystem kommen. Alex Jürgen hat am Standesamt Steyr in Oberösterreich die Änderung seines Personenstandsregistereintrags gefordert: auf »inter«, »X«, »anders«, »unbestimmt« oder einen sinngemäßen Begriff. Nachdem das Standesamt sein Anliegen abgelehnt hat, hat er Beschwerde beim Landesverwaltungsgericht eingebracht. Diese wurde abgewiesen mit der Begründung: »Die österreichische Gesamtrechtsordnung geht vom Prinzip aus, dass jeder Mensch entweder weiblichen oder männlichen Geschlechts ist.« Aller-

dings handle es sich um eine Rechtsfrage grundlegender Bedeutung, weshalb in dem Urteil eine Revision an den Verwaltungsgerichtshof ausdrücklich zugelassen wird. Wie das nun dort anhängige Verfahren ausgehen wird, will Jürgens' Anwalt Helmut Graupner nicht spekulieren. Immerhin handle es sich um eine noch nie da gewesene Rechtsfrage. Allerdings wollen die beiden wenn nötig den gesamten Instanzenzug bis hin zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte durchlaufen.

»Was uns damals am meisten gefehlt hat, war diese dritte Option: dass man so bleiben darf, wie man ist, zumindest auf körperlicher Ebene«, sagt Elisabeth Humer. Der Sonnenuntergang taucht den Pool, die abgesteckten Blumen- und Obstbeete und den Garten mit dem Zitronenbaum, der hier eigentlich nicht wachsen dürfte, in ein orangerotes Licht. Was die Humers damals auseinanderriß, führt sie heute zusammen. Jetzt fehlen Elisabeth und Willi Humer nicht mehr die Worte. »Das Wichtigste ist, dass man mit dem Kind spricht, ihm sagt: Du bist okay, so wie du bist. Es war immer unser Kind, perfekt, so wie es war«, sagt Elisabeth Humer.

Sie und ihr Mann besuchen nun Tagungen, beraten Eltern, die vor derselben Entscheidung stehen wie sie damals. Und unterstützen Tobias in seinen politischen Zielen. Gemeinsam mit ihm wollen sie das Tabu aufbrechen, um Raum zu schaffen für Menschen, die nicht Mann und nicht Frau sind und doch beides. »Man kann nicht ändern, dass ein Mensch intergeschlechtlich ist«, sagt Tobias. »Man kann das Äußere modifizieren, sodass man eher wie ein Mann oder wie eine Frau aussieht. Aber in der Realität hat man dennoch seine eigene Geschichte.«



• Die Autorin empfiehlt

den Film »Tintenfischalarm« (2006). Regisseurin Elisabeth Scharang begleitete Alex Jürgen drei Jahre lang. Das Ergebnis ist ein intimer Einblick in das Leben eines Intergeschlechtlichen.